

## Die Heimat der Haie von Christoph Ernst

Reden Schriftsteller von Haien, meinen sie Verleger. Oder ihre geschiedenen Frauen. Ich kann mich immerhin damit brüsten, mal echten Haien entkommen zu sein.

Das war im Golf von Akaba, vor der jordanischen Küste, an einem sonnigen Tag des März' 1979.

Sonnig ist es da unten häufiger, denn drum rum gibt es viel Wüste. Diesseits der Meerzunge, kurz hinter dem Hafen, beginnt Saudi Arabien. Quer über den Golf sieht man die Berge des Sinai. Davor, zum Greifen nahe, liegt Eilat. Das Meer ist tiefblau. Rot wird es wegen des Gesteins am Rand genannt, das bei Dämmerung in allen Nuancen von Karmesin bis Violett glüht.

Ich reiste mit meinen Schulfreund Peter. Wir hatten schon einiges zusammen erlebt, waren kreuz und quer durch Westeuropa getrampt, hatten gemeinsam im Atlantik gebadet, skandinavische Schotterpisten abgelscht, in nassen Schlafsäcken gefroren, geklautes Brot geteilt und uns die Köpfe heiß geredet. Über unser Denken, unsere Kultur, das Erbe der Väter.

Das offizielle Westdeutschland damals beschäftigte sich wie besessen mit angeblichen Sympathisanten, Stammheim, Sondergesetzen und Rasterfahndung. Das war uns zu eng, zu paranoid und zu verlogen. Wann immer es ging, packten wir die Rucksäcke und flohen. Wir waren 20, glücklich dem Kriegsdienst entronnen, dummdreist und heimatlos.

Uns gehörte die Welt.

Den Herbst über hatte ich am Hamburger Schlachthof gejobbt und mit Jimi, einem mürrischen Albaner, dessen struppiger Afro an den von Hendrix erinnerte, aus dem Umland auf einem Achttonner verschimmelten Flomen eingesammelt, der zu Luxusseife verarbeitet werden sollte. Als die Tage immer kürzer wurden, war endlich wieder genügend beisammen, um abzuhaufen.

Peter wollte auch weg. Wir planten den Nil hoch zu fahren und uns unterwegs die Wurzeln Europas anzusehen. Mitunter muss man in die Ferne, um sich selber näher zu kommen.

Kurz vor Weihnachten brachen Peter und ich auf.

Zunächst reisten wir nach Saloniki. Dort lockte das Kloster Athos. Doch der Winter, der über Nacht hereinbrach und die Streitereien des katholisch-protestantischen Pärchens aus Belfast, bei dem wir untergekrochen waren, trieben uns weiter in den Süden.

Olympia war verschneit, Mykene eisig und die Athener Akropolis für Touristen gesperrt. Bei Morgengrauen überstiegen wir den Zaun, genossen den Blick und fühlten uns wie echte Kerle. Trotzdem blieb Athen kalt.

Kreta war unwesentlich wärmer. Ich wollte nach Jerusalem, wo ich zwei Jahre zuvor auf einem Kibbuz gejobbt

hatte. Da sich arabische Länder anstellten, wenn man einen israelischen Stempel im Pass trug, reisten wir über Jordanien.

In Amman gab es Visa für die Westbank. Das Nadelöhr war die Allenby-Brücke. Zunächst jedoch blieben wir, um uns die Ruinen von Jerasch anzusehen. Ein paar junge Geographen aus Amman lasen uns am Straßenrand auf und luden uns nach Süden ein. Sie sollten die Grenze zu Saudi Arabien neu markieren und klapperten von Akaba aus die Wüste ab.

Wir logierten in ihrem Armeezelt am Strand, lauschten ausgeleiterten Konservenklängen von Oum Kalthoum, hörten Fairuz, kosteten Hommus und lernten, was 'Habibi' heißt. Tagsüber rumpelten wir in einem Geländewagen durch steinige Wadis und kippten vom LKW aus Betonquader in die Landschaft. Dabei verirrtten wir uns häufiger.

Einmal rettete uns ein saudischer Beduine, der mit zwei Falken und japanischem Pickup auf Jagd war. Ein anderes Mal verreckte der Jeep in einer abgelegenen Schlucht. Wir waren zu neunt, hatten weder Wasser noch Funk an Bord und kein Mensch wusste, wo wir uns befanden. Als nach Stunden der verdreckte Luftfilter ausgebaut und gereinigt war und der Motor rotzend wieder ansprang, murmelten die Jungs Dankgebete.

Vier Tage später setzten sie uns in Wadi Musa ab, am Abzweig nach Petra, der antiken Nabatäer-Metropole. Dort sind prächtige Felsengräber in den roten Sandstein gemeißelt.

Petra besitzt ein eigenes Mikroklima, liegt in einem Tal und ist durch steile Berge abgeschottet. Einziger Zugang war eine steile, schmale, teils nur zwei Meter breite Schlucht, die einst die römischen Eroberer in Schach hielt.

Nächtigen durfte man in Petra nicht, jedenfalls nicht offiziell. Die Regierung suchte die Beduinen, die seit Jahrhunderten in den Hängen um die historische Stadt lebten, aus dem Tal zu vertreiben. Entweder, weil die Wüstenmenschen für Touristen zu streng rochen oder sie zu ergiebig in den alten Trümmern gruben. Denn Petras Schutthalden bargen zahllose Münzen, Tonscherben und antike Artefakte. Auf einem Hochplateau, zu dem uns zwei Jungs über eine vom Wind ausgewaschene Steintreppe führten, verwitterten geborstene Säulen und komplette Marmorstatuen.

Wir landeten beim Scheich. Der hauste mit zwei Frauen und fünf Kindern in einer Höhle. Es gab keinen Strom, dafür einen Kühlschrankschrank und einen altersschwachen 'Landrover' ohne Batterie, der am Hang parkte, weil der Anlasser kaputt war. Die elfjährige Tochter holte morgens Wasser für die Familie. Sie zog kurz vor Sonnenaufgang mit zwei großen Kanistern los. Einmal begleitete ich sie. Hin und zurück brauchten wir fast drei Stunden.

In Petra lebte auch eine Frau aus Hamburg, die mit einem Palästinenser liiert war. Sie sprach uns am zweiten Tag an und bat mich, nach unserer Rückkehr ihre Eltern in Blankenese anzurufen. Leider verlor ich die Nummer später im Südsudan, als der Flussdampfer nachts südlich von Malakal bei einem Kral festmachte. Statt die

Laufplanke zu nutzen sprang ich direkt ans Ufer, wobei mir sämtliche Papiere aus dem Hemd flogen und im Nil baden gingen.

Denke ich heute an den panischen Weißen, der da im Dunkeln durch das hüfthohe, strömende Flusswasser stolpert und „my passport, my passport“ kreischt, während ihm nackte, speerbewaffnete Dinka verständnislos grinsend zusehen, bis einer von ihnen sich bückt und seinen Pass aus dem Gras klaubt, weiß ich wieder, wie der Witz der Götter schmeckt.

Doch einen milden Vorgeschmack darauf bekam ich schon, als Peter und ich bei den Haien landeten.

Ein paar Wochen nach unserem Petra-Abstecher waren wir zurück in Akaba. Zuvor hatten wir eine Freundin in Jaffa abgesetzt. Nun wollten wir nach Ägypten.

1979 war Akaba ein Wüstenkaff. Es gab eine Handvoll Hotels für reiche Saudis, drei, vier Diskotheken und ein paar Bars. Mehr nicht. Ansonsten lebte der Ort von Pottasche und Wanderarbeitern aus dem Maghreb, die sich an den Golf verkauft hatten und hier auf die Fähre nach Port Suez warteten. Die ging nur alle vierzehn Tage und die letzte hatte gerade abgelegt. Peter und ich waren rastlos. Wir beschlossen, unser Glück auf einem Frachter zu versuchen.

Akabas Kaianlagen wurden durchs Militär bewacht und waren mit hohen Stacheldrahtzäunen gesichert. Ein deutscher Entwicklungshelfer brachte uns durch die Sperren zum Hafenmeister. Der erklärte achselzuckend, keins der Schiffe am Kai reise Richtung Suez. Aber vielleicht führe einer der Griechen dorthin? Damit verwies er uns auf das halbe Dutzend rostiger Kümos aus Piräus, die unweit des Strands dümpelten.

Diese Frachter stammten teilweise noch aus der Vorkriegszeit und wirkten ähnlich vertrauerweckend wie der Seelenverkäufer bei B. Traven, doch da Port Suez quasi um die Ecke lag und die See so glatt war wie ein Kinderpopo, störte uns das nicht weiter.

Tags darauf schwammen wir rüber. Man nahm uns freundlich auf. Es gab zollfreies Bier und die eine oder andere Zigarette. Aber keiner wollte uns mitnehmen. Alle sagten, sie seien auf Transit nach Port Sudan.

Weiter draußen jedoch lag noch ein Schiff auf Reede, ein großer, moderner Stückgutfrachter, der ‚Braunfels‘ hieß. Den hatten wir vom Bug eines der Griechen aus mit dem Fernglas bewundert. Ein souveräner Solitär vor den dunstverschleierten Gebirgszügen des Sinai, dessen heller Rumpf verheißungsvoll über glitzerndem Azur strahlte. Unsere einzige Sorge war die Distanz.

Die ‚Braunfels‘ ankerte mindestens einen Kilometer vom Ufer entfernt, weit ab von jedem anderen Schiff. Falls wir nicht an Bord kamen, mussten wir ohne Pause wieder zurück. Das Meer war zwar warm, doch auch in lauem Wasser kühlt man aus. Zudem gab es im Golf Haie. Aber die ‚Braunfels‘ war unsere letzte Chance und kein Dingi zur Hand. Entweder wir riskierten es oder warteten auf die Fähre.

Wir waren ungeduldig.

Wir riskierten es.

Der Weg war länger als gedacht. Auf dem Wasser unterschätzt man Entfernungen. Als wir die ‚Braunfels‘ endlich erreichten, fühlte es sich an, als seien wir fast in Israel.

Die Bordwand türmte sich gut acht Meter hoch auf. Aber vielleicht waren es auch zwölf. Zum Glück hing seitlich eine Lotsenleiter. Doch an die reichten wir nicht heran. Ich nahm Peter auf die Schultern. Er stieß sich ab und sprang. Beim dritten Versuch klappte es. Eine Minute später standen wir an Deck.

Jedes Schiff ist ein Mikrokosmos, eine exterritoriale Zone, wo die Sitten aus dem Land der Seeleute herrschen. Der Kuhfrachter, der mich mal von Dublin nach Silloth mitnahm, hatte eine schottisch-irische Crew und obwohl der Koch ein zerschossener Marineveteran war, dessen Augen noch immer nass wurden, wenn er von den Männern sprach, die er mit der ‚Royal Oak‘ bei Scapa Flow hatte untergehen sehen, nahmen weder er noch die anderen mich dafür in Sippenhaft. Sie fanden, ich sah hungrig aus und fütterten mich gnadenlos mit Spiegeleiern, ‚Bacon‘ und ‚Baked Beans‘. Als ich vier Tage später wieder von Bord ging, wog ich geschätzte drei Kilo mehr.

Das Äußere der ‚Braunfels‘ wirkte wie geleckert. Nichts lag herum, nirgends war auch nur eine Spur Rost. Doch die Männer reagierten wenig amüsiert. Wir waren den Humor der Griechen gewöhnt und hatten den der Deutschen überschätzt. Hier waren wir Eindringlinge, ungebetene Gäste, die nasse Flecken hinterließen. Nur der Umstand, dass wir ihre Sprache sprachen, bewahrte uns davor, gleich wieder ins Wasser zu fliegen.

Es war ein Fehler gewesen, die Braunfels zu entern. Dies war deutscher Boden, die Art Boden, wo jeder Fremde sofort eine Bedrohung ist.

Ich weiß bis heute nicht, wen oder was wir da bedrohten. Niemand hatte zu tun. Wir stahlen keinem kostbare Zeit. Doch als sich auf der Brücke ein Offizier blicken ließ und wir fragten, ob wir ihn sprechen könnten, grinsten die Typen bloß.

Wir waren falsch. Aus Prinzip. Dieses Prinzip hatten wir ausgeblendet. Weil wir verwöhnt waren durch die griechischen Matrosen, den Scheich, die Geografen aus Amman. Durch Menschen, die dich erst mal fragen, ob du durstig bist.

Jordanien war kein reiches Land und auch nicht sonderlich liberal. Der ‚schwarze September‘ hatte tiefe Wunden gerissen. Trotzdem waren die meisten Menschen freimütig und gastfrei. Selbst wenn sie nicht lesen und schreiben konnten.

Als wir das zweite Mal nach Akaba kamen und am Strand pennten, weckte uns morgens ein älterer Herr mit Tee. Erst dadurch bekamen wir überhaupt mit, dass wir uns auf sein Grundstück verirrt hatten.

Das Exotische am Orient waren nicht die dösenden Dromedare, Dattelpalmen, der Duft von geröstetem Lamm und Hibiskus, die händchenhaltende Männer oder betörenden Sternenfülle, sondern die Großzügigkeit, mit der man uns fast überall begegnete.

Klar, gelegentlich fußte das auf Missverständnissen, etwa wenn man uns mit ‚Heil Hitler‘ begrüßte und beglückwünschte, dass Deutschland so schön viele Juden ermordet hatte. Doch die Sorte Applaus blieb die Ausnahme. Die Regel war etwas anderes, und diese Regel galt universell, egal, ob die Leute arm waren oder reich. Sie war so archaisch wie einfach: Bist du friedlich, darfst du dich frei bewegen. Niemand erwartet von dir, dass du dich auskennst. Benötigst du Hilfe, frag. Brauchst du einen Schlafplatz, sag Bescheid. Derjenige, der ihn dir gibt, bürgt mit seiner Ehre, dass du sicher bist.

Damals begriff ich, dass Kultur wenig damit zu tun, ob oder wie oft sich Leute rasieren. Zivilisierte Barbaren riechen neutral, tragen Schlips und spielen mitunter nicht nur Golf, sondern Geige.

Die Männer, die wir auf der ‚Braunfels‘ trafen, besaßen glatte Gesichter. Doch ihr Offizier ließ sich verleugnen und in den knapp fünf Minuten, die wir uns an bei ihm Deck aufhielten, rasch die Lotsenbrücke hoch ziehen. Das war nicht nett, denn als wir wieder von Bord wollten, starrten wir erst Mal in die Tiefe und durften uns überlegen, ob wir uns klein machen wollten und ihn bitten, die Brücke wieder runter zu lassen oder uns lieber den freien Fall gönnen.

Die Crew feixte. Also sprangen wir. Sogar mit dem Kopf zuerst. Als wir auftauchten, standen die Männer am Heck. Plötzlich platschte das Wasser hinter uns. Sie lachten. Jemand entleerte Eimer in die See. Es dauerte, bis ich die optische Information sortiert bekam. Sie kippten Abfälle und Fleischreste ins Meer, um damit Haie anzulocken. Gelegenheit macht Diebe und Langeweile grausam. Peter schrie vor Wut. Mir war zu kalt, um zu schreien. Mich interessierte nicht, ob die Kerle, die da an der Reling gafften, grade Wetter abschlossen. Ich wollte bloß Strecke zwischen mich und sie und die ‚Braunfels‘ bringen.

Ich bin ein paar Mal um mein Leben geschwommen. So wie da nie wieder.

Irgendwann kamen wir an. Blau gefroren, mit zitternden Oberschenkeln und tanzendem Unterkiefer. Erleichtert, erschöpft und verstört.

Die Ratlosigkeit folgte später. Weniger über das Ereignis als über uns selbst. Worüber regten wir uns auf? War es tatsächlich so überraschend, dass uns ausgerechnet die eigenen Landsleute diesen Streich hatten spielen müssen? Woher kamen wir denn? Wir kannten die Spielregeln. Wir sprachen Deutsch. Der Kahn hieß ‚Braunfels‘. So ein Name verpflichtet und ist im Zweifelsfall Programm.

„Gott schütze mich vor Sturm und Wind und Deutschen, die im Ausland sind...“

Mitunter muss man in die Fremde, um sich der eigenen Herkunft zu stellen, und mitunter entlarvt sich dabei das Eigene als fremd.

Neun Tage später nahmen wir die Fähre.

Das ist jetzt über dreißig Jahre her. Ich gehe nach wie vor gern baden, aber ich bin schon lange nicht mehr so weit geschwommen.

Übrigens kenne ich viele sympathische Deutsche. Ich habe sogar welche in der Fremde getroffen. Doch wenn ich mitbekomme, wie Behörden, Politiker und andere über Menschen reden, die in Not sind und bei uns Schutz suchen, muss ich öfters an die ‚Braunfels‘ denken. Ich habe die peinliche Ordnung vor Augen, das Feixen der Crew und den als Ordnungssinn kaschierten Sadismus des Offiziers.

Ich sage mir, kein Wunder, dass jemand wie Susanne Osthoff zurück wollte in den Irak. Trotz allem. Zu den Menschen dort, ihrem Lachen, ihrer Wärme, ihrer Schlichtheit und Anmut. Der Sitte des Gastrechts.

Dein Land hat diese Art Kultur längst in die Wüste geschickt, falls es sie denn je besaß, und wer danach sucht, findet sie eher dort. Bei den Leuten in der Wüste.

Hier landest du zwischen wohlgenährten Geschöpfen, die von Menschenwürde und Toleranz faseln und damit ihre nikotinfreie Grünanlage und Erotik-Fetische meinen. Hier kannst du im Überfluss ertrinken und bei voll aufgedrehter Heizung erfrieren. Die Wenigsten kommen auf die Idee, dir ein Glas Tee zu anzubieten. Kaum einer fragt dich, warum du fort musstest, seit wann du schon heimatlos bist und wie viele du unterwegs begraben musstest.

So ist das eben. Bei uns. Im reichen, goldenen Westen. Wo die Haie keimfrei riechen und gebügelte Hemden tragen.